

Interview mit Prof. Dr. med., Dipl.-Psych. Roland Vauth zum "Recovery-Labor (R-LAB)" Vom 20.03.2020 in Basel

1.) Kennen Sie das R-LAB?

Ich habe das R-LAB in Grundzügen kennengelernt über den damaligen Wiener Kongress (15. Dreiländer-Kongress «Pflege in der Psychiatrie», Wien 2018) und die Präsentation in dem Zusammenhang.

2.) Was halten Sie davon?

Ich finde das grundsätzlich eine sehr interessante Idee, das Thema Recovery breit über die verschiedenen therapeutischen Gruppen zu organisieren. Hier zeichnet sich in den letzten Jahren eigentlich eine Synergie ab zwischen ärztlichem Handeln, (weg vom defizit-orientierten: was fehlt Ihnen denn? hin zur Entwicklung von Zielvorstellungen), etwa im verhaltenstherapeutischen Arbeiten oder auch in pharmakologischen differenzialtherapeutischen Entscheiden von: Nebenwirkungen vermindern, Wirkung maximieren, Rückfälle vermeiden usw. Auch im psychologischen Bereich findet eine stärkere Entwicklung in Richtung eines ressourcenorientierten Vorgehens (etwa in verhaltenstherapeutischen Konzepten) das in den letzten Jahren auch schwerere Störungen wie schizophrene/schizoaffektive Erkrankungen/bipolare Störungen mit achtsamkeitsbasierten therapeutischen Ansätzen fokussiert werden, die das Thema Selbstwert und auch Schädigung im umgekehrten Fall vom Selbstbild, durch das Auftreten wiederkehrender schwer seelischer Erkrankung zum Thema der therapeutischen Auseinandersetzung machen.

3.) Welche Aspekte des R-LAB finden Sie wichtig?

Hierzu ist es besonders spannend, dass im kunsttherapeutischen Bereich mit dem R-LAB verschiedene Aspekte, meinem Eindruck nach, aufgegriffen werden. Was ich spannend finde am R-LAB ist die Idee, dass Peers dazu kommen. Diese neue Entwicklung, Menschen mit ihren Krankheits- und Behandlungserfahrungen eben auch als Ermutiger und Unterstützer mit ein zu beziehen in den therapeutischen Prozess, hat ja in den letzten Jahren einen wesentlichen Aufschwung erhalten. Ich denke, das ist ermutigend für den aktuell erkrankten Menschen, genauso wie es ermutigend ist für die Peers sich hier einzubringen. Auch die Trialogbewegung hat ja versucht Helfer, Betroffene und Angehörige mit an einen Tisch zu bekommen und in einen Erfahrungsaustausch zu bringen. Vor diesem Hintergrund ist dieses Einladen von verschiedenen Berufsgruppen, von Peers, neben den Patienten, um sie in einen Austauschprozess reinzubringen, eine sehr spannende Sache. Auch die Übungen, die verschiedene Aspekte von Recovery wie erfahrbar machen, unterstützen auf eine kreative-spielerische Art und Weise die verschiedenen Facetten von Recovery bei sich persönlich eben auch kennenzulernen.

Etwas sehr Gelungenes ist, meiner Ansicht nach, das EGO-Heft weil es sehr systematisch in die Selbstaueinandersetzung hineinführt (also: wie bin ich eigentlich, wenn ich gut drauf bin? Wie bin ich, wenn ich schlecht drauf bin? Was bin ich überhaupt? Und was sind die Merkmale der Erkrankung?) und das Selbstbild und die Krankheit stärker zu unterscheiden, was gerade bei dysfunktionalen Selbstaueinandersetzungprozessen (wenn die Tatsache erkrankt zu sein an einer schweren seelischen Erkrankung selber krank also depressiv macht oder Scham/Hoffnungslosigkeit erzeugt und somit den Einstieg in therapeutische Prozesse eben sehr behindert), so ist mit dem EGO-Heft verbunden, dass eben genau dieser Prozess, der systematisch angeschaut wird und die Betroffenen auch lernen diese Aspekte auseinanderhalten zu können.

Was ich auch sehr schön finde, ist das Einsetzen von kreativ-gestalterischer Projektarbeit auch in der Gruppe und nicht nur in der Einzelarbeit. So können zentrale Konzepte wie Scham/Hoffnungslosigkeit und umgekehrt auch Visionen zu entwickeln wie man, trotz des Vorliegens einer schweren Erkrankung, wie man wieder genesen kann, wie man wieder Hoffnung auf Zukunft haben kann oder wie man selbst bei Restsymptomen ein freudvolles und sinnstiftendes Leben führen kann und hier die Hoffnung auch nicht aufgibt.